

Sebastian Lerch: **Lebenskunstorientierte Erwachsenenbildung**

Zur Rückgewinnung des Menschen in Zeiten generellen Verwertbarkeitsdenkens

1. Bildung und Arbeit am Ende der Arbeitsgesellschaft

Noch herrscht weitgehend der Glaube vor, dass durch arbeitsmarktgerecht qualifiziertes Humankapital, durch mehr Engagement, Flexibilität und Mobilität der Arbeitskräfte, durch neue Arbeitszeitmodelle und ähnliche Maßnahmen die Gefahr, dass der Arbeitsgesellschaft die Arbeit – ihr bestimmendes Gut – ausgeht, gebannt werden könne. Lebenslanges Lernen gilt als Schlüssel einer wettbewerbsfähigen Gesellschaft und als Schlüssel wettbewerbsfähiger individueller Arbeitsnomaden. Noch sind die Lösungsmodelle für die Krise der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft getragen vom Arbeitsethos und orientieren sich am Modell „Arbeit schafft Glück, mehr Arbeit schafft mehr Glück“. Noch wird die Illusion aufrechterhalten, dass Arbeitslosigkeit nur ein temporär gesellschaftliches Problem sei und man den heute Arbeitslosen durch geeignete Maßnahmen mittelfristig wieder Arbeit anbieten können (vgl. u. a. Fuchs/Dörfler 2005, S. 12ff). Neben Schritten zur Förderung der Wirtschaft sind wesentliche Bemühungen in Weiterbildung, Umschulung – im Lebenslangen Lernen zu sehen. Bildung wird damit aber auf Qualifizierung verkürzt und entfremdet sich von ihrer eigenen Disziplin sowie ihrer genuinen Ausrichtung als sinnunterstützendes Angebot. Auf diese Art ist Bildungsarbeit in die Krisenstrategien zur Aufrechterhaltung des *gewinnbringenden* Systems der Arbeitsverausgabung eingebunden. Moderner Bildungsarbeit kommt also die Aufgabe der Verbesserung des *Humankapitals* zu, sie wird instrumentalisiert – sie soll leisten, was Politik längst nicht mehr zu leisten im Stande ist: Indem Handlungsanweisungen für Erziehung, Aus- und Weiterbildung formuliert werden, soll sie einen möglichst schnellen Bedarf an Arbeitskräftepotenzial sicherstellen. Sie selbst wird damit als Teil eines Systems entmündigt, obwohl sie doch eben der Entmündigung der Bürger entgegenwirken sollte.

Wäre es in Anbetracht der Erkenntnis, dass Arbeitslosigkeit nicht konjunkturelle, sondern strukturelle Ursachen hat, nicht Zeit, Bildung aus dem Denkkorsett der Arbeitsgesellschaft wieder zu lösen? Moderne Bildungsarbeit ist aufgerufen, ihren Beitrag zu dieser notwendigen Neuorientierung zu leisten und sich dazu im Spannungsfeld von traditionellem Selbstverständnis und Anforderungen der Moderne zu begreifen. Dazu wird es erforderlich sein, den pädagogischen Stellenwert des Arbeitens zu hinterfragen und sich im Gegenzug des pädagogischen Stellenwerts der Muße (neu) zu besinnen. Lebenskunst wird als neue Aufgabe von Bildung zu definieren sein. Natürlich müssen zu Lebensgestaltung und Lebensführung des Menschen, in

der die Balance von Leben und Arbeiten einen zentralen Platz einnimmt, ökonomische Bedingungen berücksichtigt werden, da der Mensch sein Verhältnis zu Leben und Arbeit nicht frei bestimmt. Ein heute anstehendes Besinnen der Pädagogik auf den *Wert der Muße* und den *Wert des Menschen als Menschen* zur Entwicklung des autonomen Individuums muss mit einer Reflexion der gesellschaftlich-ökonomischen, also der politischen Rahmenbedingungen verbunden sein. Nur so verstanden wird die Entwicklung von *Bildung als Lebenskunst* einen möglichen Ausweg des Menschen zu sich selbst darstellen.

2. Entgrenzung von Arbeit und Beschäftigung als Selbst-Entfremdung

Was den einen angesichts zunehmend informationstechnisch fundierter Arbeit als Sachzwang der Reorganisation von Produktion und Dienstleistung und als fortschreitende Verwertung menschlicher Arbeit gilt, diskutieren andere als Einbeziehung der gesamten Persönlichkeit von Arbeitenden mit einer gegenüber konventionellen Arbeitsformen veränderten Chancen- und Risikostruktur für den Einzelnen. Erwerbstätige, zumal, wenn sie neu auf den Arbeitsmarkt treten, müssen sich darauf einstellen, in ihrem Leben ihre berufliche Tätigkeit und ihren Beruf mehrmals zu wechseln. Im flexiblen Kapitalismus hat die Unsicherheit für alle Beteiligten zugenommen. Für den Arbeitnehmer wird damit der Umgang mit der politischen Ökonomie der Unsicherheit nötig, ein Zwang, als Arbeitskraftunternehmer (vgl. Pongratz/Voß 2004) in einem Prozess lebenslangen Lernens die eigenen Kompetenzen eigenverantwortlich zu entwickeln und zu vermarkten – schlicht, sich selbst als Mittel zum Zweck der Arbeit zu entfremden.

Ein Umdenken scheint (noch) nicht in Sicht. Denn selbst in Zeiten tief greifender Umstrukturierungen der Arbeit bleibt das Bewusstsein der Menschen noch immer stark von Arbeit bestimmt: Haben wir Arbeit, definieren wir uns über eben diese Arbeit. Und haben wir keine, definieren wir uns über ihre Abwesenheit. Arbeit bestimmt unser Haben – auch unser Sein? Dieses (Un-)Verhältnis lässt sich auch anhand der wachsenden Formen von flexiblen Beschäftigungsverhältnissen diagnostizieren.

Die Rücknahme von betrieblicher Steuerung der Arbeit bedeutet nun keinesfalls, dass generell darauf verzichtet wird. Im Gegenteil werden aufwändige Formen neuer betrieblicher Rationalisierung und Organisation entwickelt, deren Logik meist in einer indirekten Kontrolle der Arbeitsprozesse besteht. Es wird angestrebt, Arbeitskräfte wertmäßig-ideologisch zu binden und so erweiterte Leistungspotenziale bei reduzierter unmittel-

barer Kontrolle zu erschließen. Entweder gelten diese Entwicklungen als Fortsetzung bisheriger Strategien im neuen Gewand bei gleichzeitiger ideologischer Verschleierung oder als wirklicher „Paradigmenwechsel“ betrieblicher Arbeitsorganisation, dem die Option auf Verbesserung der Arbeitsqualität für nicht wenige Arbeitskräftegruppen innewohnt. Die Rücknahme betrieblicher Steuerung zeigt sich auch anhand der Pluralisierung von Arbeitszeiten in Lebens- und Jahresarbeitszeitkonten, flexiblen Wochenarbeitszeiten, Gleitzeit oder Vertrauensarbeitszeit und bedeutet für die Individuen eine wesentliche Veränderung. Die Beschäftigten sollen Überlastsituationen antizipieren und ihre Vorgesetzten darüber informieren, damit diese rechtzeitig den Personaleinsatz mit den Erfordernissen in Übereinstimmung bringen können. Im Zuge der angestrebten Dynamisierung und Flexibilisierung (Out-Sourcing, Netzbildung, virtueller Betrieb) kommt es zu einer veränderten Logik der betrieblichen Nutzung von Arbeitskraft.

In diesem Sinne entgrenzte Arbeitsverhältnisse geraten zunehmend in Konflikt mit dem bisher leitenden Modell von Beruf, das im Kern auf die tayloristisch-fordistische Rationalisierungslogik ausgerichtet war: Zum einen deuten die „Halbwertszeit des Wissens“ und die wachsende Bedeutung fachunspezifischer Funktionen und Fähigkeiten diese Entwicklung an; zum anderen steigt der Zwang zu ständiger beruflicher und privater Umorientierung. Arbeit und Leben müssen immer wieder aufs Neue gestaltet werden und somit eine Kohärenz des Selbst hergestellt werden (vgl. Gergen 1990, S. 194).

Für betroffene Arbeitskräfte hat dies ambivalente Folgen: Einerseits entstehen für sie aus der Entgrenzung von Strukturvorgaben oft erweiterte Gestaltungsfreiräume. Zugleich bedeutet dies aber, dass die Arbeitenden die Ausdünnung von Strukturvorgaben nicht nur kompensieren, sondern nun ihre Tätigkeit immer häufiger aktiv selbstorganisiert regulieren müssen, so dass die *Subjektivierung von Arbeit* voranschreitet. Diese Selbstorganisation bleibt jedoch systematisch „fremdorganisiert“ und hat nicht zuletzt die Funktion, wesentlich umfassender als bisher, betrieblich auf Potenziale und Leistungen der Arbeitskräfte zuzugreifen. In dem Sinn des erweiterten betrieblichen Zugriffs auf Fähigkeiten und Leistungen von Arbeitskräften ist *Ausbeutung* zu konstatieren: Der Typus des *Arbeitskraftunternehmers*, in dem sich die Entgrenzung von Leben und Arbeit bündelt, wird immer weniger in konventioneller Weise fremd-ausgebeutet, sondern betreibt zunehmend „Selbst-Ausbeutung“ für betriebliche Zwecke und Interessen. Der Arbeitskraftunternehmer braucht ein individuelleres und vor allem autonomeres Verhältnis zur wirtschaftlichen Verwertung seiner Fähigkeiten: Er verkauft seine Arbeitskraft als gesamte Person, um keine Chance für neue Beschäftigungsverhältnisse zu verpassen. Kompetenzen wie Selbst-Kontrolle, Selbst-Rationalisierung, Selbst-Ökonomisierung, Selbst-Initiative und selbstverantwortliches Handeln, die nicht auf Arbeitszeit begrenzt bleiben, sondern ebenso in individuelle Lebensführung einziehen, müssen erweitert werden (vgl. Jurczyk/Voß 2000, S. 180). Mehr als bisher und in anderer Qualität sind nun auch

Lebensbereiche „jenseits“ der Erwerbsarbeit gefordert und mit ihnen die Herstellung der eigenen Biografie wie auch die Entwicklung sinnhafter Orientierung, Motivation und einer Kohärenz des Selbst.

Allgemeine Persönlichkeits- und Lebenskompetenzen von Menschen, Eigenschaften, die zwar zum Teil schon lange Thema der allgemeinen Bildungsdiskussion sind, erlangen nun eine explizite Aufwertung gegenüber arbeitsfunktionalen Kompetenzen im engeren Sinn. Es geht also nicht mehr primär um begrenzte Fähigkeitsbereiche von Menschen, sondern um die *Gesamtheit* ihrer Kompetenzen und letzten Endes um ihre gesamte Person als Instrument der Arbeit. Das bedeutet, dass mit der Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft der Tendenz nach auch die praktische (und vermutlich dann auch die theoretische) Definition von Qualifikation entgrenzt wird.

3. Entgrenzung von Arbeit und Leben als Entfremdung?

Charakteristisch für die Normalarbeit fordistischer Prägung ist eine Trennung von Arbeits- und Lebenswelt. Damit einher geht auf der Ebene der Subjekte eine Trennung von Person und Arbeitskraft: Ausschließlich die wertschöpfenden Anteile am persönlichen Arbeitsvermögen sind von Interesse, während andere Eigenschaften der Person gerade aus dem Arbeitsprozess ausgeschlossen werden sollen. Entwicklungsmöglichkeiten des Menschen werden durch das Brennglas der Verwertbarkeit hin auf Erwerbsarbeit reduziert. Die posttayloristische Arbeitsorganisation und die Tendenzen zur Liberalisierung und Deregulierung von Arbeits- und Beschäftigungsverhältnissen tangieren das mit der Industrialisierung entstandene strukturelle Verhältnis von Arbeit und Leben: Die bisher angenommene Trennung der Bereiche einer eigenlogischen Erwerbssphäre von anderen individuellen und gesellschaftlichen Bereichen (insbesondere der Freizeit und des privaten Raumes) ist nicht länger gültig. Es entwickeln sich flexible Arbeitszeitmodelle, die in verschiedenster Hinsicht Grenzen zwischen betrieblich basierter Arbeit und privatem Leben unscharf werden lassen. Technologische Möglichkeiten spitzen dies zu, da sie schnellste Kommunikation über raumzeitliche Grenzen hinweg ermöglichen. Dafür entwickelt sich für viele Menschen ein Bedürfnis nach „Freiheit von der zur zweiten Natur gewordenen Technik, die doch selbst als Freiheit vom Naturzwang intendiert worden war“ (Schmid 1998, S. 102): Wissenschaft und Technik befreien zwar vom Naturzwang, erzeugen aber ihrerseits eine Diskrepanz zwischen Gerechtigkeit und neuer Ungerechtigkeit, „zwischen Fortschrittsidee und ihrer Realität, zwischen Zivilisation und Barbarei. Die Interessen derer, die die wirtschaftliche Freiheit in Anspruch nehmen, widersprechen den Interessen jener, die für sie arbeiten müssen, da sie ihr Leben nicht mehr anders bestreiten können“ (Schmid 1998, S. 106).

4. Arbeit als Totalitätskategorie

Das traditionell dichotome Verhältnis von Arbeit und Leben hat sich durch zunehmende Entwicklung moderner

Gesellschaften erheblich verändert. Die Gestaltung des Alltagslebens, z. B. der eigenen Biografie, der Freizeit, des Urlaubs wird zu einer Anstrengung eigener Art, die tendenziell den Charakter der Arbeit erhält, nämlich zielgerichtetes, geplantes, aufwendiges und ergebnisorientiertes Handeln. Arbeit des Lebens, des Alltags. Arbeit wird hier in einem umfassenderen Sinn als dem ökonomischen gebraucht. In dieser Hinsicht ist selbst der Alltag zur Arbeit geworden. *Lebensarbeit* oder *Lebensführung* sind Schlagworte, welche die Debatte um das Ineinandergreifen von Leben und Arbeit in sich bündeln: „Lebensführung ist nicht primär das, was die Menschen über ihr Leben denken und wie sie es sinnhaft-reflexiv steuern, sondern was sie tun. [...] Dieses System der praktischen Handlungen ist natürlich nicht ohne seine sinnhafte Integration und ohne mentale, letztlich reflexive Steuerungen zu verstehen. Diese Seite ist aber nicht das zentrale, sondern ein notwendig hinzukommendes Moment; eine Potenz oder Ressource für die Praxis“ (Voß 1991, S. 201). Es müssen zeitliche, räumliche und sachliche Momente berücksichtigt werden, damit das Subjekt als „*Arrangement der einzelnen Arrangements* einer Person“ (Voß 1991, S. 32) sein Leben führen kann. Da das alltägliche Gestalten des eigenen Lebens sich zunehmend zielorientiert darstellt, kann von einer Rationalisierung der Lebensorganisation gesprochen werden. Die entscheidende Frage scheint nicht länger mehr zu sein, wie das Verhältnis von Arbeit und Leben aussieht, sondern in welcher Intensität und auf welche Weise Leben zur Arbeit wird.

Eine mögliche Lösung, Arbeit neu zu beleben, bestünde insofern in einer Ausdehnung des Arbeitsbegriffs auf alltägliche Lebenspraxen. Die Alltagssprache hält einige Beispiele bereit, die in diese Richtung weisen: Beziehungsarbeit, Trauerarbeit, Familienarbeit oder – gar das ganze Leben umgreifend – Lebensarbeit. Darf das ganze Leben wirklich zur Arbeit werden? Welche Bedeutung erlangen andere Arbeitsformen? Welches Verhältnis besteht zwischen Erwerbsarbeit und anderen Arbeitsformen?

Soziales Engagement oder Familienarbeit reichen zur Lösung gegenwärtiger gesellschaftlicher Schwierigkeiten nicht aus. Dennoch leisten sie einen nicht zu unterschätzenden Beitrag für den Wandel hin zu einer Neugestaltung und Neubestimmung der Arbeitsgesellschaft: Berufliches und privates Engagement wirken häufig ineinander. Innerhalb des Engagements lassen sich unterschiedliche Typen festhalten, die von sinnvoller Freizeitbeschäftigung, Ausgleich zu einem unbefriedigenden Arbeitsverhältnis und Alternative im Alter bis Überbrückung von Erwerbslosigkeit im sozialen Raum reichen. Neue Kompetenzen werden hier erworben und wirken auf den Beruf zurück. Damit erhält bürgerschaftliches Engagement durchaus den Charakter von Weiterbildung; die Individuen qualifizieren sich weiter und bleiben aktiv. Die bewusste Gestaltung der freiwilligen Tätigkeit hat aber auch Grenzen, die durch äußere Bedingungen gesetzt sind und die Anforderungen an politische Gestaltung deutlich macht. Daher ist es unumgänglich, rechtliche, kulturelle und ökonomische, aber auch bildungspolitische Rahmenbedingungen zu disku-

tieren, in denen der Einzelne die Möglichkeit erhält, verschiedene Arbeitsformen zu verbinden.

Ich schlage daher die Befähigung zur *Lebenskunst* vor: Es muss in Kindergarten, Schule, Ausbildung, Hochschulstudium Raum bleiben für ein widerstrebendes Denken. Gegen-, Eigen- und Andersdenken sollen angeregt, aber auch bildungspolitisch ermöglicht werden. Bildung meint eben nicht alleiniges Qualifizierungslernen. Solange aber musische und kulturelle Grundbildung weiter gekürzt werden, wird das Fundament einer Persönlichkeitsentwicklung und der Entwicklung von *Bildung als Lebenskunst* untergraben. Dies deshalb, weil zwar viel von Kompetenzgesellschaft gesprochen wird, wir aber dennoch in einer Zeugnissgesellschaft verhaftet sind. Aufgeschlossenheit für und Anerkennung von Lebens- und Arbeitskonzepten, in denen Erwerbsarbeit und Qualifizierungslernen nicht die alleinigen Sinnstiftungen darstellen, ist gefordert. Grundlage hierfür wäre ein erweitertes Verständnis von Arbeit, Bildung und Reichtum. Produktive Tätigkeiten, die für eine Gesellschaft wertvoll sind (bezahlt und unbezahlt), müssten als sinnunterstützende Elemente ebenso (an)erkannt werden wie tägliches Leben als Bildung. Ein erweiterter Begriff von Reichtum bezieht nicht nur Materielles ein, sondern setzt an all dem an, was auf die Bereicherung des Lebens abzielt: Freunde und Familie gehören zu diesem Verständnis ebenso wie persönliche Erfahrungsräume, Zeit, Muße und Lebensgenuss.

5. Bildung zur Lebenskunst

5.1. Die Bedingung der Möglichkeit sinnvollen Lebens

Es gilt als selbstverständlich, dass Bildung und Humankapital (?) die wichtigsten Faktoren für ein wettbewerbsfähiges und innovatives Land sind. Wirtschaftlicher Erfolg wird als Voraussetzung für positive Entwicklungen hinsichtlich nationalem Lebensstandard, Beschäftigungsniveau, individueller Chancen und sozialer Bedingungen gesehen. „Bildung“ wird als Investition angesehen. Das Bildungssystem fungiert als Zulieferinstanz für das ökonomische Geschehen. Es geht einzig noch um die Vermittlung von Schlüsselqualifikationen. Diese einseitig ökonomische Betrachtungsweise von Bildung führt dazu, dass gesellschaftlich organisiertes Lernen heute nahezu ausschließlich an beruflicher Verwertbarkeit orientiert ist.

Genau das ist der Grund, warum dem permanent vorgebrachten Appell zum lebenslangen Lernen mit Skepsis begegnet werden muss. Sein Ziel besteht darin, ökonomisch brauchbare Arbeitskräfte zu schaffen. Lernen soll keinen Akt der Befreiung, keine Erweiterung des Horizonts anstoßen, sondern einen der Unterwerfung. Angestrebt wird das *Akzeptieren von Entfremdung*, durch die das Leben in der von Wachstums- und Profitraten diktierten Ökonomie definiert ist. In diesem qualifikatorischen Sinn gilt es als selbstverständlich, dass Arbeitslose nicht einfach auf einen neuen Arbeitsplatz „warten“ dürfen. Vielmehr ist klar, wer aus dem Arbeitskraftverwertungsprozess herausfällt, muss sich in die Lernmaschinerie einklinken. An die Stelle des sinnlosen Arbeitens tritt für immer mehr Men-

schen sinnloses Leben, weil sich der Wert der Arbeit entweder auflöst, überbewertet wird, Leben mit Arbeit wechselt wird oder das Leben selbst zur Arbeit wird. So wenig wie heute der qualitative Inhalt des Arbeitens thematisiert wird, wird nach dem qualitativen Aspekt des Lebens gefragt. Kaum wird nach den Bedingungen gelingenden Lebens gefragt, die Menschen ermöglichen würden, selbst-bewusst und mündig zu werden und ihnen dabei helfen könnten, gesellschaftliche Zusammenhänge zu verstehen. Es bleibt keine Zeit. Der Mensch ist im Zeitrad, das sich immer schneller dreht, eingepasst. Zeit ist ein Luxus, den der moderne Mensch nicht kennt...

5.2. Lebenskunst: Die vergessene Fähigkeit kehrt zurück

Die fortschreitende Verwissenschaftlichung und Vertechnisierung führt zu einem entgrenzten Verhältnis von Arbeit und Leben. War ein auf Einkommen ausgelegtes Arbeitsverhältnis noch vor kurzem bejahenswert und diente dem Zweck eines schönen Lebens, soll Arbeit nun schön sein, weil sie mitunter mit Leben zusammenfällt. Damit wird alltägliche Lebensführung zum Thema. Dies resultiert aus einem Brüchigwerden von bisher als selbstverständlich geltenden Sachverhalten, dem Auflösen von Traditionen, Normen oder Normalbiografien angesichts eines rapiden gesellschaftlichen Strukturwandels. Nicht umsonst haben Seminare von Lebenskunst bis Glück Konjunktur und nicht umsonst füllen Bücher zu Sinnsuche und Esoterik die Regale von Buchhandlungen.

Die Menschen müssen sich im Alltag (und nicht erst bei Spezialfragen) mit sozialer Pluralität, Lebensmöglichkeiten und Sinnzusammenhängen auseinandersetzen, weshalb Lebenskunst zu einer wesentlichen Frage alltäglichen Lebens wird. Die Mehrdeutigkeit und Komplexität der sozialen Welt steigt trotz Fortschritt. Dieses Paradox kann als Grundverhältnis der Moderne angesehen werden. Das Individuum ist dabei nicht passiv in seinem Alltagsleben befangen, sondern es ist zugleich fortwährend durch Entscheidungen, Handlungen sowie deren Unterlassungen in jeglicher Form von Interaktion aktiv daran beteiligt, seine subjektive Wirklichkeit zu gestalten; das Individuum ist zugleich Produkt und Produzent seiner gesellschaftlichen Verhältnisse.

Lebenskunst als reflektierte Lebensführung, nicht als Lebensform, erlebt ein Wiederaufleben. Gegenüber der populären Lebenskunst, die in der spontanen Bewältigung von Lebensproblemen und im unmittelbaren Lebensgenuss besteht, wird die Grundlegung eines Konzepts, das die Befähigung zur Lebenskunst in den Mittelpunkt stellt, zu verdeutlichen sein, dass mit Lebenskunst eine Reflexion von übergreifenden politischen und gesellschaftlichen Zusammenhängen ebenso gemeint sein kann wie die sinnvolle Gestaltung von Übergängen (vgl. Foucault 1984, Schmid 1998).

Zwar können einige Ansätze im Bereich der Erwachsenenbildung ausgewiesen werden, die am Subjekt, dessen Erfahrungen oder dessen Lebenswelt ansetzen, aber es gibt bisher kaum Bemühungen, die sich mit Lebensführung (vgl. exemplarisch Behringer 1998, Brödel 1999) oder gar Lebenskunst beschäftigen. Die Renaissance ei-

ner verloren gegangenen Größe ergibt sich auch dadurch, dass sich den Individuen der „Nährboden“, auf dem sie mit all ihrem gelebten Leben, ihren Erfahrungen und Erlebnissen verankert sind, entzieht: Die Menschen bezahlen „die Vermehrung ihrer Macht mit der Entfremdung von dem, worüber sie die Macht ausüben“ (Horkheimer/Adorno 1989, S. 22). Damit werden ein Reflektieren über gesellschaftliche Strukturen und der gelingende Umgang mit alltäglichen und beruflichen Ambivalenzen, aber auch Muße und das verantwortungsvolle Zusammenleben mit Anderen bedeutungsvoll.

Genau hier bietet *Lebenskunstorientierung* eine mögliche Erweiterung Lebenslangen Lernens an, da es ihr um die Rückgewinnung des Lebens gegenüber der Qualifizierung für Erwerbsarbeit geht. Oder anders formuliert: Unter Bezugnahme auf die Kategorie von gelingendem Leben wird Lebenslanges Lernen nicht eine erforderliche Notwendigkeit bleiben, sondern gewinnt für den Menschen und seine Lebensgestaltung neue Bedeutung.

5.3. Bildung als Lebenskunst

Bildung dient immer seltener der Förderung selbstbewusster Individuen, sondern der bewussten Anpassung an gesellschaftliche und berufliche Erfordernisse. Dem gesamtgesellschaftlichen Monopol des Habens über das Sein entsprechend, wird auch die Lernfähigkeit des Menschen der Dimension des Habens zugeordnet. Die Entfaltung der im Menschen selbst angelegten Kräfte wird durch die Logik der Entfremdung unterbrochen.

Der *Bildungsbegriff* war ursprünglich das Synonym für die Idee, dass der Mensch sich nicht bloß in quantitativer Form, sondern qualitativ von anderen Lebewesen unterscheidet. Der Mensch ist grundsätzlich frei, er ist in der Lage, über seine Existenzweise autonom und mündig zu entscheiden. Er ist zwar selbst Teil der Natur und von ihr abhängig, zugleich ist er aber auch in der Lage, diese Abhängigkeit durch reflektiertes Handeln zu relativieren. Aufgabe von moderner Bildungsarbeit, die für den Menschen eine sinnunterstützende Funktion in Alltag und Beruf bieten soll, muss es daher sein, jenseits der Vermittlung von Wissensbeständen und intellektuellen Kompetenzen auch praktische Lebenskunst zu vermitteln. In diesem Sinne wird Lebenskunst mit ihren jeweiligen Lesarten in den Bereichen schulische, berufliche/betriebliche, allgemeine/kulturelle und politische Bildung zu vermitteln sein. Zu berücksichtigen bleibt freilich bei jeder Betrachtung und Grundlegung eines Ansatzes zur Lebenskunstorientierung, dass die konkret-pragmatische Auslegung den Individuen selbst zukommt.

Literatur

- Behringer, Luise (1998): Lebensführung als Identitätsarbeit. Der Mensch im Chaos des modernen Alltags. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brödel, Rainer (1999): Lernen Erwachsener im Lichte reflexiver Lebensführung. In: Evers, Reimund (Hg.) (1999): Leben lernen. Beiträge zur Erwachsenenbildung. Münster; New York; München; Berlin: Waxmann.
- Foucault, Michel (1984): Die Sorge um sich. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Fuchs, Johann/ Dörfler, Katrin (2005): Projektion des Arbeitsangebots bis 2050: Demografische Effekte sind nicht mehr zu bremsen. (IAB Kurzbericht 11/2005). In: <http://doku.iab.de/kurzber/2005/kb1105.pdf>

Gergen, Kenneth J. (1990): Die Konstruktion des Selbst im Zeitalter der Postmoderne. In: Psychologische Rundschau 41, 1990.

Horkheimer, Max/ Adorno, Theodor Wiesengrund (1989): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Leipzig: Reclam.

Jurczyk, Karin/ Voß, Günter G.: Entgrenzte Arbeitszeit – Reflexive Alltagszeit. Die Zeiten des Arbeitskraftunternehmers. In: Hildebrandt, Eckardt (2000) (Hg.): Reflexive Lebensführung. Berlin: Sigma.

Schmid, Wilhelm (1998): Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung. Frankfurt am Main. Suhrkamp.

Voß, G. Günter (1991): Lebensführung als Arbeit: Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft. Stuttgart.

Jörg Knoll: Neues Leben anregen Kunst als Korrespondenzgeschehen

„Lohengrin“, inszeniert von Götz Friedrich in Bayreuth. Erster Aufzug. Elsa, des Brudermordes angeklagt, lässt sich auf das Gottesgericht ein: dass „auf Leben und auf Tod“ ein Mann für sie streite und so ihre Unschuld bewiesen werde oder ihre Schuld. Ihr Ruf nach dem Ritter, den sie im Traum schon sah, bleibt lange ohne Antwort – bis das Wunderbare geschieht: „Lohengrin, in einem Nachen, von einem Schwan gezogen, wird auf dem Flusse ... sichtbar“ (so Richard Wagners Regieanweisung). Dieses Bild setzte Götz Friedrich in ein Geschehen um. Im schwarzen Bühnenhintergrund, in dem Elsas Klage verhallte, leuchtet ein Licht auf. Er wird größer und größer bis zu einer gleißend hellen Scheibe, aus der schließlich Lohengrin heraus tritt. „Ein Wunder ist gekommen“, singt der Chor. Zugleich kommt dieses Wunder auf der Bühne ins Leben: Innere Wirklichkeit wird sichtbar (Elsas Traum von der Ritter-Lichtgestalt). Das Unsichtbare ereignet sich.

Kunst als Erfahrungsraum

Das Eingangsbeispiel hat beim Lesen vielleicht eigene Erinnerungen ausgelöst: an Inszenierungen, an ein Gedicht, an eine Plastik, die ins Herz trafen. Solch eine Erfahrung macht deutlich: Kunstwerke sind nicht nur Gegenstand der Betrachtung. Sie sind *auch* Ausdruck von Auseinandersetzungen des Künstlers oder der Künstlerin mit sich selbst und der Welt. Sie spiegeln Gedachtes ebenso wider wie Unbewusstes. Sie verdichten menschliche Erfahrung. Kunstwerke sind „geronnenes Leben“. Zu ihnen treten wir im Schauen, im Hören in Beziehung. So kann *in uns* durch Wahrnehmen, Empfinden, Denken und Sprechen neues Leben entstehen – *unser* Leben als Antwort auf das Leben, das uns im Werk begegnet.

Kunst ist also bereits in sich ein Korrespondenzgeschehen. Dementsprechend besteht die Aufgabe von Erwachsenenbildung, ja von Pädagogik überhaupt darin, solche wechselseitige Beziehung anzuregen, dass sich das Werk dem Menschen öffnet und der Mensch sich dem Werk. Dies hat auch eine methodische Seite. Grundsätzlich hier nur so viel: Es geht nicht um Interpretation, also nicht darum

zu erklären, was das Rot im Bild bedeute oder weshalb die Personen auf der Bühne von da nach da gehen. Es geht vielmehr darum, dass die Menschen wahrnehmungsfähig werden und antworten können, und zwar in der ganzen Spanne von abgestoßen bis ergriffen sein.

Die Person, die das anregt, vollzieht einen Perspektivwechsel: Sie begibt sich auf die Seite der Schauenden, Sehenden, Hörenden und bietet etwas an, damit diese ihre Einfälle wahrnehmen und äußern können. Das fängt bei der Gesprächsleitung an. Wenn jemand den Regisseur im Nachgespräch zu einer Aufführung fragt: „Warum haben Sie das so und so gemacht?“ – dann empfindet sich ein Impuls zurück: „Wir werden dazu noch etwas hören, aber sagen Sie erst einmal: Was ist *Ihnen* dabei durch den Sinn gegangen?“ Oder: „An was hat Sie es erinnert?“ „Tja, ich weiß nicht,“ sagt dann jemand, „ich verstehe es nicht.“ „In Ordnung – aber was könnten Sie sich denken?“ Die sofortige Auskunft, „wie es gemeint war“, beendet hingegen den Vorgang, dass im Betrachten, im Hören neues Leben entsteht, bevor er überhaupt eine Chance hatte.

Das gilt auch für den Umgang mit Werken der bildenden Kunst. Aus einer wörtlichen Nachschrift von Äußerungen nach der ersten Begegnung mit der Installation von Joseph Beuys „zeige deine Wunde“ im Münchner Lenbachhaus: „Ja, also bei mir war der erste Eindruck, wo ich das gesehen habe – mein Gott, zuerst einmal was soll das eigentlich, das ist ja irgendwo, also ich war nicht gerade geschockt, aber irgendwo verwirrt. Ja, so Chaos, Leere, auch Unsinn, das waren die ersten Bruchteile von Sekunden ... Da habe ich mir die ganzen Sachen einzeln vorgenommen, und zuerst sind mir die Krankenliegen aufgefallen, und die erste Assoziation, die mir dabei gekommen ist, war ein Unfall aus der Kindheit, wo ich auch mit so einem Ding ins Krankenhaus eingeliefert worden bin, und dann ist mir aufgefallen, dass das ziemlich alte Sachen sind. Auch diese Mistgabeln, oder was das früher war, dann diese Schaufeln, und auch die schwarzen Rechtecke da oben, das erinnert mich alles irgendwie an Krieg und unheimliches Leid von früher her...“